

Kultur & Gesellschaft

Eine Pionierin endet im Irrenhaus

Emilie Kempin-Spyri, die Nichte von Johanna Spyri, war die erste Anwältin der Schweiz. Die Zürcher Regisseurin Rahel Grunder porträtiert sie in einem Dokumentarfilm.

Stephanie Rebonati

Rahel Grunder weiss so manches über Spitäler aus den Sechzigern. Vor drei Jahren arbeitete die heute 33-jährige Zürcherin als Rechercheassistentin für die US-Erfolgsserie «Mad Men». Sie musste Identifikationsbändchen suchen, die Patienten in den Sechzigerjahren in Spitälern am Handgelenk trugen. Oder ein 1967 aufgenommenes Bild einer New Yorker Bar aufspüren, die es seit 1968 nicht mehr gibt. Sie lacht, hat etwas Mädchenhaftes, etwas Verspieltes, trotz Blazer und Foulard. Während des Gesprächs fällt ihr immer wieder Neues ein, dann springt sie zu einer anderen Geschichte, ihre Hände reden ständig mit. Sie sagt: «Ich bin schwammmässig drauf.» Denn Informationen saugt die junge Regisseurin, die seit vier Jahren zwischen Zürich und Los Angeles pendelt, wie ein Schwamm auf. Grunder erzählt in ihren Filmen Frauengeschichten und stellt umweltpolitische Fragen. 2007 porträtierte sie in «Frauenbauer» Schweizer Bäuerinnen, 2011 drehte sie die Dokumentarfilmserie «Hüterbueb und Heitisträhli» über die historische Waldnutzung in der Schweiz. Letztes Jahr zeigte sie mit «Vaterjagd» ihren ersten Spielfilm - eine TV-Komödie über eine Headhunterin, die den perfekten Vater für ihr noch ungeborenes Kind sucht.

Am Donnerstag nun feiert ihr jüngster Film Premiere im Schweizer Fernsehen: «Emilie Kempin-Spyri» handelt von einer 1853 in Altstetten geborenen Pfarrerstochter, die zu schnell in Vergessenheit geriet.

Verstörende Krankenakte

Emilie Kempin-Spyri war die erste Frau, die sich in der Schweiz an der juristischen Fakultät einschrieb; sie war die erste Frau Europas, die als Doktorin der Rechte promovierte. Grunder verfolgt mit ihrem Dokumentarfilm das Ziel, Kempin-Spyri in die kollektive Erinnerung zurückrufen. «Die Schweiz soll diese Frau wieder kennen lernen», sagt sie. Einzig vier Fotografien, eine Handvoll Briefe und eine verstörende Krankenakte sind von ihr übriggeblieben. Selbst zwei Urenkelinnen, die Grunder ausfindig machte, wissen kaum etwas über ihre Urgrossmutter.

Ihr Geburtshaus aber steht noch - auf dem «Chilehügel» in Zürich-Altstetten, wo ihr Vater einst Pfarrer war. Kempin-Spyri heiratete ebenfalls einen Pfarrer,



Filmerin Rahel Grunder im Geburtshaus von Emilie Kempin-Spyri. Foto: Reto Oeschger

einen liberalen Geistlichen, der seine Frau in dem bestärkte, was sie tat: Sie rüttelte an den Rollenbildern und Gesellschaftsstrukturen, sie dozierte an der Universität Zürich und gründete in New York eine Rechtsschule für Frauen. Mit nur 48 Jahren starb sie in der Irrenanstalt Friedmatt in Basel.

Rahel Grunder spürte in der Zentralbibliothek Zürich und im Staatsarchiv Briefe von Kempin-Spyri auf. Sie reiste

nach New York und erlebte die Stadt durch die Augen ihrer Protagonistin. Sie besuchte die psychiatrische Klinik, wo die Tagesrapporte der wegen «hysterischer Psychose» eingelieferten Juristin archiviert sind. Das waren die trübsten Stunden der Recherche. Grunder erzählt von verstörenden Dingen, die sie im Film aus Respekt nicht ausschlichten wollte. Von «herzzerreissenden Briefen», die Kempin-Spyri ihren drei Kin-

Emilie Kempin-Spyri
Erste Schweizer Anwältin



Emilie Kempin-Spyri (1853 bis 1901) war die erste Schweizerin, die als Juristin promoviert wurde. Weil sie nicht als Anwältin tätig sein durfte, zog sie mit ihrer Familie nach New York, wo sie eine Rechtsschule für Frauen gründete. Später dozierte sie an der Universität Zürich. Nach der Scheidung und dem erfolglosen Kampf um die Anwaltszulassung wurde sie 1897 in eine Irrenanstalt eingeliefert, wo sie vier Jahre später starb. Eveline Haslers Roman «Die Wachsfügelfrau» (1991) widmet sich ihrem Schicksal. (sr)

dern schrieb, die diese aber nie erhielten. Sie sagt: «Ich wollte sie nicht als Opfer darstellen.» Vielmehr malte sie das Porträt einer Heldin - unpathetisch, trotz der nachgestellten Szenen. Wurde Kempin-Spyri von den Behörden weggesperrt, weil sie zu mutig war? Eine Antwort gibt es nicht. Dafür weist der Film auf die Veränderungen und die Selbstverständlichkeit hin, dank deren es auch Rahel Grunder als Regisseurin schon so weit bringen konnte. Ganz so rosig möchte sie die Welt aber nicht sehen. Sie sagt: «Ich finde es krass, wie oft es noch immer vor allem Frauen sind, die beruflich zurückstecken, wenn es darauf ankommt.»

Ein «frecher Siech»

Als Tochter einer Kindergärtnerin und eines Sozialarbeiters in Zürich-Schwamendingen aufgewachsen, wollte Grunder schon immer zum Film. Mit 19 schickte sie Charles Lewinsky eine Episode, die sie für die Sitcom «Fertig lustig» geschrieben hatte. Der Autor nannte sie einen «frechen Siech» und nahm sie in sein Autorenseminar auf. Nach dem Studium in Volkskunde hängte sie einen Master in Regie an, baute sich ein zweites Standbein in Los Angeles auf und unterrichtet seit 2008 an der Universität Zürich ein Sommerseminar in visueller Anthropologie.

«Emilie Kempin-Spyri», SRF 1, 23. April, um 20 Uhr.

Stilfrage

Madame Burkhalter ärmellos. Geht das?



Was ist von Friedrun Burkhalters Auftritt beim französischen Staatsbesuch zu halten? Wenn mich nicht alles täuscht, trug sie beim Bankett keine Strümpfe in offenen Schuhen. Und dazu ein knielanges, ärmelloses, kanarienvogelgelbes Kleid. Meiner Meinung nach kam das etwas gar wenig dezent daher und gehört sich nicht. Was meinen Sie?

B. E.

Liebe Frau E., ich fühle mich verpflichtet, Madame Burkhalter argumentativ zu Hilfe zu eilen. Denn zum einen galt für besagten Abend höchst offiziell das Tenü «Cocktail», was weitaus weniger strenge Vorgaben macht als das sonst für solche Anlässe übliche Tenü «Abendgarderobe». Knielang ist also durchaus erlaubt. Zum anderen fand ich das Kleid erfrischend, Madame Burkhalter war ein fröhlicher Punkt in diesem Meer von Schwarz. Es wirkte auch ein bisschen eigensinnig, und ich mag Eigensinn; Nörgler mögen ihr die auffällige Farbe als Geltungssucht auslegen, von mir aus, das Kleid sah trotzdem gut aus und stand ihr bestens. Die Sandalen dünkten mich allerdings etwas gar salopp, da wäre ein schlichter, klassischer Pumps angebrachter gewesen. Dazu hätte man nämlich auch Strümpfe tragen können, was wiederum situationsgerechter gewesen wäre. Was mich allerdings am meisten beschäftigt, sind die fehlenden Ärmel. Die greifen um sich. Nackte Arme sind das neue Décolleté, sozusagen, und das ist ganz schlecht. Schuld daran ist Michelle Obama. Deren Oberarme sind nun wirklich sehenswert, und so trägt sie vornehmlich: ärmellos. Damit hat sie salonfähig gemacht, was bislang verpönt war, eben: so viel Arm zu zeigen.

Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tagesanzeiger.ch

Der Punkt ist nur: Wenn man den Blick durch das Weglassen von Stoff auf eine bestimmte Körperstelle lenkt, dann sollte diese tadellos sein, sonst ist die ganze Übung ein Schuss in den Ofen. Nun verfügen die wenigsten Frauen - erst recht ab, sagen wir, 45 oder 50 - über präsentable Arme. Meist ist das Gegenteil der Fall, und da bin ich unerbittlich: Schlaffe, nicht definierte oder gar mit Dellen verunstaltete Oberarme machen älter als alle Falten im Gesicht zusammen. Friedrun Burkhalters Oberarme scheinen so weit in Ordnung, dennoch rate ich entschieden von ärmellos ab. Es macht die wenigsten Frauen schöner. Wer klug ist, weiss, dass die Mode nur eine einzige Aufgabe hat: uns möglichst gut zur Geltung zu bringen.

Bettina Weber

Das Gedicht

Deutsche Kirschen

Im lieben Deutschland daheime,
Da wachsen viel Lebensbäume;
Doch lockt die Kirsche noch so sehr,
Die Vogelscheuche schreckt noch mehr.

Wir lassen uns wie Spatzen
Einschüchtern von Teufelsfratzen;
Wie auch die Kirsche lacht und blüht,
Wir singen ein Entsagungslied:

Die Kirschen sind von aussen rot,
Doch drinnen steckt als Kern der Tod;
Nur droben, wo die Sterne,
Gibts Kirschen ohne Kerne.

Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist,
Die unsere Seele lobt und preist -
Nach diesen sehnst ewiglich
Die arme deutsche Seele sich.

Nur wo die Engel fliegen,
Da wächst das ewge Vergnügen;
Hier unten ist alles Sünd und Leid
Und saure Kirschen und Bitterkeit.

Heinrich Heine (1797-1856)

Die substanzielle Emotion, die wir Liebe nannten

Bier und Crêpes im Weltall, oder: Es ist nur noch ein kleiner Schritt in die Zukunft. In seinem neuen Roman verabschiedet Leif Randt schon mal die Revolutionäre.

Christoph Fellmann

Manche Dinge ändern sich nie, nicht einmal in der Science-Fiction. So gehen die Teenager in «Planet Magnon», dem neuen Roman des deutschen Autors Leif Randt, noch immer ins Sommercamp, sie treffen sich im Park zum Trinken und essen Crêpes von Bauchläden. Und manchmal, wenn es ihnen nicht besonders gut geht, was auch unter den Bedingungen des «post-pragmatischen Zeitalters» vorkommen kann, brauchen sie einen «Freund zum Reden». Es sind also keine transhumanen Geschöpfe, die uns der 1983 geborene Autor in seinem dritten Buch vorsetzt, sondern gute alte Menschen, die manchmal «übers Ziel hinausschossen, aber das durften sie ja».

Diese «Juniordolphins», junge Angehörige eines von vielen Kollektiven in einem System aus sechs Planeten und zwei Monden, werden von den Komitees der Älteren in der Tat nach bestem Wissen gefördert und ausgebildet. Dass manche rebellieren, «war üblich und erwünscht». Die meisten aber lassen sich

mitreissen vom Flow des Kollektivs, und sie loben den Buschaffeur dafür, «dass er unseren Musikgeschmack, der ja noch ungelenkt und voller Ressentiments vor sich hin brütete, perfekt zu bespielen und zu lenken wusste». Der hier spricht, ist Marten Eliot, der Icherzähler des Romans, der zum «Superfellow» aufsteigt, einem besonders talentierten Werbeträger der Dolphins. Gemeinsam mit seiner Kollegin Emma Glendale bricht er ins Planetensystem auf, um anderen Kollektiven ihre Mitglieder abzuwerben.

Nie mehr unglücklich

Die beiden Superdelfine werden dabei aber schon bald mit den Anschlägen - oder Performances - der «Hanks» konfrontiert. Diese neue Gemeinschaft kämpft gegen die «fast perfekte Illusion», in der man in diesem Planetensystem ihrer Meinung nach lebt: «Es geht uns um ein Bewusstsein für das eigene Unglück», heisst es in ihrem Manifest. «Wer zu uns kommt, hat erkannt, dass er sein Glück nicht finden wird. Aber wir bieten Restchancen auf halbes Glück. Sympathie. Anerkennung. Diskurs. Erkenntnis.» So weit die Absage an ein System, das alle Formen von Unglück und Misere ausgeräumt hat.

Der Plot, den Leif Randt nun um die Auseinandersetzung zwischen den «Hanks» und den anderen Kollektiven aufzieht, ist dünn, ja unbeholfen, und sang- und klanglos löst er sich schliess-

lich auf. Er habe nichts zu erzählen, wurde der Autor von manchem Kritiker prompt gescholten.

Doch es geht Randt gerade nicht um einen Krieg der Welten, und wie brutal beiläufig die Episode endet, ist gerade eine grosse Qualität dieses Romans. Und es deutet sich ja früh an: Denn in ihrer smarten, sanft erotisierten und gewaltlosen Freundlichkeit scheinen die «Hanks» den «Dolphins» aufs Haar zu gleichen; auch wenn sie sich im Gegensatz zur herrschenden Ideologie für die leidenschaftliche Zweierbeziehung und damit auch für «gebrochene Herzen» starkmachen.

Spannend an «Planet Magnon» ist also nicht die Handlung. Wenn man gebannt immer weiter liest, verdankt sich das dem wohligen Schwebezustand, den Randt zwischen Utopie und Dystopie herstellt. «ActualSanity» ist das intelligente Computerprogramm, das die Kollektive recht erfolgreich versorgt und «seine Gesetzestexte auf Grundlage statistischer Auswertungen immer präziser und unmittelbarer an die sich stets erneuernden Verhältnisse» anpasst. Es ist keine böse Macht, die hier, zwischen den Planeten, die Politik überwunden hat. Ihr Wirken ist anerkannt und Gewalt ein Wort, das nur die Alten ab und zu noch benutzen. Es ist in diesem Buch, als habe das Silicon Valley all seine Versprechen wahr gemacht.

Man kann diese frei schwebende, interplanetare Gesellschaft als Gegenstück

zum geschlossenen «Circle» bei Dave Eggers lesen, in dem die Macht der Algorithmen totalitär ist. Randt ist vieldeutiger und damit interessanter. Er entwirft eine in vieler Hinsicht freiere Welt, sein System ist offen und lernfähig. Geld und Besitz sind unwichtig, und auch die Menschen, die kein passendes Kollektiv gefunden haben, leben prima. Die Natur ist sauber, die Zigarette gesund, die Werbung intelligent. Nur die Liebe ist halt begrenzt, wenn auch nicht ohne «substanzielle Emotionen».

Die Sprache ist verräterisch

Und so ist es nicht viel mehr als die technokratische Sprache, die hier die Utopie verrät. «Wir haben nicht explizit darüber gesprochen, dass wir uns heute verabschieden», notiert Marten, als er sich von seiner Freundin trennt. «Ich werde für einige Zeit traurig sein, aber ich werde Energie aus dieser Traurigkeit ziehen, und ich denke, ihr wird es ebenfalls gelingen.» Irritierend nur: Das klingt nach einem pragmatischen Menschen von heute. Bloss spricht er vor der Kulisse einer künftigen Welt, in der alle tatsächlich alles im Griff haben. Jede irrlichternde Idee wird umarmt und schliesslich «geschluckt». Es ist eine schöne neue Welt, Punkt. Viel Spass noch mit dem Herzschmerz.

Leif Randt: Planet Magnon. Roman. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2015. 302 S., ca. 28 Fr.